

Der Zauber der Freiheit

Ein Yurvanischer Wandelroman

Nicole Lieger

1

Die weißen Segel der Windmühlen drehten sich gemächlich über einem Gewirr aus Dachgärten. Der Wandel war anmutig in die Verspieltheit und die pompöse Selbstbeweihräucherung der alten Villen hinein gewachsen. Das Grün um ihre Mauern war so verschlungen und lebendig wie die Verwürfelung von Freunden und Familien, die sich nun die alten Prunkräume teilten. Reife Früchte grüßten von Türmchen und Nischen, von Erkern und Wendeltreppen. Eine Gruppe Hühner gackerte auf einem überwucherten Balkon und blickte herab auf die tief unter ihnen stehenden Menschen. Die Strahlen der Morgensonne badeten Varoonya in mattem Gold.

Doch hinter schweren Samtvorhängen voller Staub und Geschichte herrschte schummriges Zwielflicht. Dampfe Stille erfüllte den Saal. Die Wände der Halle ragten schier endlos in die Höhe, bis hin zum Firmament eines düsteren Gewölbes. Enim blinzelte nach oben. Von der Galerie blickten die ausdruckslosen Gesichter von fünf Prüferinnen schweigend zu ihm zurück.

Enim räusperte sich. Nun denn.

Er wandte sich wieder dem kunstvollen Arrangement auf dem Boden zu. Sein prüfender Blick glitt noch einmal über die schimmernden Kristalle, die fein geschlungenen Glasfäden. Alles schien am richtigen Platz.

Enim hob seinen Zauberstab. Seine Augen wurden schmal. Im nächsten Moment war die Welt für ihn verschwunden. Er kannte nichts mehr als die Runen in seinem Geist, den Fluss der Magie in seinen Adern. Voll und rund rollten die Silben über seine Zunge, archaische Laute der Macht, intoniert mit der Perfektion jahrelanger Schulung. Genau mit dem letzten Ton flammte ein Pentagramm auf, aus heiser knisternder Glut, und tauchte Enims Gesicht in seinen unsteten Schein.

}} Kaya kauerte im Gebüsch und duckte sich tief in den Schatten des Berges. Rund um die Mine war es dunkel. Schwarze Wolkenfetzen peitschten über den Himmel, rissen auf und enthüllten die fahle, dünne Sichel des Mondes. Ein kalter Wind blies harsch und böig.

Lhut tauchte neben ihr auf, leise wie ein Geist, und nickte Kaya zu. Der Weg war frei. Kaya spähte hinter den Zweigen hervor. Auf ihrer Seite war die Wache gerade eben vorbei gegangen. Jetzt oder nie. Kaya warf Lhut einen kurzen Blick zu und sprintete los. Geduckt rannten sie bis zum Eingang der Mine und schlüpften in die Dunkelheit des Berges ohne anzuhalten. Sie kannten den Weg gut genug. Nicht umsonst hatten sie jahrelang hier geschuftet, Tag für Tag.

Erst als sie weiter abstiegen, entzündeten sie ihre Laterne. Tiefer und tiefer ging es in die Tunnel, Biegung um Biegung in das unterirdische Labyrinth. Schließlich hielten sie inne. Sie waren fast da.

Kaya lauschte und spähte dann vorsichtig um die Ecke.

Ja! Ihr Herz machte einen Sprung.

Alle waren da. Sie waren wirklich gekommen.

Im flackernden Licht einer Fackel schienen die Menschen, die in der Tunnelhöhle standen, nicht mehr als dunkle Gestalten und unsichere Schatten. Aber Kaya wusste, das waren ihre Leute. »Wir sind alle gekommen, heute Nacht«, dachte sie stolz. »Wie erschöpft wir auch sein mögen nach langen Schichten in der Mine. Wie verängstigt wir auch sind, nach verdeckten und dann immer offeneren Drohungen. Wir sind gekommen, trotz alledem.«

Kayas Gesicht trug einen seltsamen Ausdruck irgendwo zwischen einem Lächeln und fest zusammengebissenen Zähnen.

»Alsdann.« Kayas Stimme war leise, doch klar wie Glas. Sie ergriff die Hand der Frau neben ihr. Lhut nahm die andere, und so schloss sich der Kreis, rundum eine Hand in der anderen, in einer feierlichen Geste der Stärke und Entschlossenheit.

Und in der Stille dieses Rituals hörten sie es kommen.

Zunächst ein tiefes Grollen, ein Stöhnen tief im Gestein. Ein Ächzen und Ziehen irgendwo im Inneren des Berges. Und dann – berstende Balken und ein Riss in der Decke.

Ein Schrei gellte durch die Luft. Schwarze Gestalten rannten Richtung Ausgang. Sie stolperten, fielen. Steinbrocken regneten auf sie herunter, ein Hagel aus Geröll, der gnadenlos alles bedeckte, was ihm unterkam.

Kaya stieß gegen zwei junge Männer, die sich gegenseitig aufhalten, weiterliefen inmitten aufwallender Staubwolken und nochmals zu Boden stürzten. Ein riesiger Klotz verpasste Kaya um Millimeter, als sie sich instinktiv in eine Nische presste.

Ein anderer Brocken traf sie an der Stirn. Blut lief über ihr Gesicht.

Im grauen Nebel tauchte Lhut vor ihr auf und zog sie vorwärts. Doch dann war das Krachen direkt über ihm. Die Welt brach über Lhut zusammen und riss seine Hand aus Kayas Griff. {{{

Kaya erwachte mit einem Schrei.

Ihr Atem kam stoßweise. Schweiß stand auf ihrer Stirn. Gehetzt blickte sie um sich, doch alles, was sie sah, war das Mondlicht, das durch das kleine Fenster ihrer Kammer fiel. Alles, was sie hörte, war das Rasen ihres eigenen Herzens.

Kaya atmete tief durch. Sie rieb über die Narbe an ihrem Kopf.

Allmählich verlangsamte sich ihr Herzschlag, fand zurück zu seinem gewohnten Rhythmus.

»Alles gut. Alles in Ordnung. Es ist vorbei«, sagte sie leise. Steif legte sie sich zurück auf ihr Bett und starrte in die Dunkelheit.

Es stimmte nicht. Nichts war gut. Nichts war in Ordnung.

Kaya hieb mit der Faust auf die Matte, erstickte einen Schrei in ihrem Kissen. Dann zog sie das Kissen zur Seite. Ihre Augen glänzten. »Es ist nicht in Ordnung! Und: Es ist nicht vorbei!«

Ihr nächster Schrei gellte mit aller Kraft durch die Nacht. Eine Wehklage, ebenso wie ein Eid, ein Versprechen, ein unauflöslicher Schwur.

* * *

Langsam und behäbig wand sich der Roonfluss um den Fuß des Hügels von Varoonya. Am Rande der Stadt, wo die Ufer wieder breit und grün wurden, verklang das laute Treiben des Hafens allmählich zu einem leisen Hintergrundgemurmel, um schließlich ganz im sanften Plätschern der Wellen aufzugehen.

Auf einer der Wiesen flanierten Menschen in farbenfrohen Gewändern, standen lachend und plaudernd in kleinen Gruppen beisammen, ein Glas und eine knusprige Knabberei in der Hand. Ketten magischer Laternen antworteten mit warmem Leuchten auf die Streifen von Violett und Rosenrot, die sich über den Abendhimmel zogen.

Zufrieden ließ Enim sich umhertreiben zwischen seinen Gästen, zwischen Glückwünschen und Abschiedsliedern, zwischen freundlichem Schulterklopfen und Fragen nach seiner Zukunft. Schlank und schlaksig wie er war, tanzte Enim mit mehr Begeisterung als Anmut, aber sein feines Lächeln und sein jungenhafter Charme brachten ihm doch mehr als einen Kuss ein.

Enim hatte sich für den feierlichen Anlass in die am wenigsten abgetragene seiner üblichen blauen Pluderhosen geworfen, und die dunklen Falten fielen weich um seine Beine, bis sie über den Knöcheln zusammen gerafft wurden. Die kurze rote Weste über Enims Hemd hingegen war

genau die gleiche wie immer. Das ging nicht anders, wegen ihrer hundert kleinen Taschen voller Phiolen und Kristalle und magischer Nützlichkeiten. Enim würde nicht ohne seine Ausstattung außer Haus gehen.

Den Zauberstab in den breiten Gürtel gesteckt, der sich um seine Taille wand, war Enim daher ganz genau so, wie ihn alle kannten. Und feiern wollten!

Lachend zog Enim die Kappe vom Kopf und strich sein schwarzes Haar aus der Stirn, als er plötzlich erstarrte.

Eine Wolke aus goldenem Licht stieg zu seinen Füßen auf.

Verwirrt blickte Enim um sich.

Und einen Moment später hatte er die Quelle der Magie entdeckt.

Yoor reckte die Arme gen Himmel. Die weiten Ärmel seiner Robe fielen zurück und entblößten das schimmernde Blau seiner Haut. Ein Hauch von Violett mischte sich darunter, tanzte in zarten Mustern über Yoor's samtigen Körper.

In einem großen, majestätischen Kreis senkte Yoor den Arm und tausend kleine Sterne umtanzten Enim, erhoben sich und formten hoch über seinem Haupt die Säulen und Bögen eines schlanken Lichttempels, erfüllt mit dem triumphalen Gesang himmlischer Chöre.

Enim starrte mit aufgerissenen Augen hinauf. Dann begann er zu lachen. »Yoor, ich bitte dich! Genug ist genug.«

Die Musik verklang, und der Tempel fiel als Goldregen zu Boden, wo er einen strahlenden See rund um Enims Füße bildete, bevor auch dieser sich auflöste und im Nichts verschwand.

»Du meine Güte«, grinste Enim, als er Yoor umarmte. »Ich habe bloß graduiert. Nicht den Aufstieg zu den Göttern gemacht.«

»So gut wie«, murmelte Yoor in Enims Haar.

Torly tanzte heran und warf sich an Enims Rücken, wo sie ihn in eine feste Doppelumarmung drückte, bevor sie ihn freigab und sich an Yoor's Schulter lehnte.

Zahlreiche Menschen hatten sich zu ihnen umgedreht, mit erhobenen Brauen und lächelnden Augen. Schmetterlingsmenschen waren rar, und Yoor's schillernde Haut wurde genauso bereitwillig bewundert wie die Magie seiner Illusionen. Als Yoor die auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit bemerkte, verneigte er sich nach links und rechts mit verhaltener Demut und überschwänglicher Extravaganz. Diamanten glitzerten in seinem perlweißen Haar.

Torly lachte. »Yoor! Du bist wirklich für die Bühne geboren!«

»Danke.« Yoor richtete sich auf. »In zwei Tagen stehe ich wieder drauf.« Er hakte er sich bei Enim unter. »Aber was ist mit dir? Wo gehst du hin, nun, da du die Akademie verlässt?«

Ein schiefes Lächeln stahl sich in Enims Gesicht.

»Ziemlich weit weg. Ich gehe in die Berge.«

»In die Berge!« Yoors Augen weiteten sich. »Aber warum denn das? Was willst du denn dort? Da ist doch nichts!«

»Da ist nicht nichts. Nirgendwo ist nichts. Es ist bloß ein Ort, über den du noch nie nachgedacht hast.« Enim fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Aber um ehrlich zu sein, ich weiß auch nicht, was dort ist. Deswegen gehe ich ja hin. Ich bin hier in Varoonya aufgewachsen. Ich will einmal etwas anderes sehen. Auch wenn es ...« Enim schlang seine Arme um die Brust. »Ich weiß nicht, was mich erwartet. Aber ich will gehen.«

»Meiner Treu«, sagte Yoor beeindruckt. »Was für ein Abenteurer! Du hättest ja genauso gut hier Arbeit finden können. Aber nein. Du ziehst hinaus ins Unbekannte. Ans Ende der Welt, geradezu. Wer hätte das gedacht! Ich muss zugeben, ich habe dich immer für eher zahm und brav gehalten. Jemand, der sich an die Regeln hält und alles richtig macht. Wie habe ich mich getäuscht!«

»In die Berge zu gehen verstößt nicht gegen irgendwelche Regeln«, stellte Enim klar. »Sonst würde ich es natürlich nicht tun.«

»Weil du tatsächlich glaubst, dass Regeln immer richtig sind?«

Enim stutzte. »Ja, natürlich. Was denn sonst? Dazu sind Regeln doch da. Regeln halten fest, was richtig ist, und was richtig ist, wird eine Regel. Wenn selbst die Definition des Richtigen nicht richtig wäre, wie sollte sich dann noch wer auskennen und irgendwas funktionieren?«

Yoor legte den Kopf schief und bedachte Enim mit einem schrägen Blick. »Ich fürchte, dir stehen noch böse Überraschungen bevor, mein Freund.«

Torly zwickte Yoor in den Arm. »Sei da mal nicht so sicher! Enim hat seine eigene Sicht der Dinge und ist nicht so leicht aus der Bahn zu werfen. Es würde mich nicht wundern, wenn er mit seiner felsenfesten Überzeugung sogar die Wirklichkeit umstimmt. Die sich dann seinem Willen beugt und genau so wird, wie Enim gesagt hat. Richtig, eben.«

»Das nenne ich wahre Magie«, sagte Yoor mit Inbrunst. »Ich wünschte, sie hätten uns das an der Akademie gelehrt.«

2

Auf dem Weg in die Berge war Toan die letzte Stadt, die von der Postkutsche aus Varoonya angefahren wurde. Von hier aus musste Enim allein zurechtkommen.

Sorgfältig wählte er auf dem Pferdemarkt eine braune Stute aus und traf sogar eine Bäuerin, die sein Gepäck mitnehmen würde. Gemächlich ritt Enim neben ihrem Karren her, durch eine sanfte Hügellandschaft voller Felder und Auen. Dörfer und Scheunen zogen vorbei, glitzernde Bächlein, Schafe und Enten. Enim kam das alles vor, als würde er eine Reise durch ein Bilderbuch machen. Hübsch, aber nicht ganz real. Und auch nicht von Dauer. Schon bald würde das Bilderbuch sich schließen und Enim sich in der wirklichen Welt wieder finden. Nur, dass die wirkliche Welt, die Welt, in der er lebte, nun in den Bergen sein würde.

Was immer das heißen mochte.

Enim rutschte unruhig im Sattel hin und her.

Er hatte sein ganzes bisheriges Leben in der Hauptstadt verbracht. Das war, was er kannte. Wo alle seine Freundinnen lebten. Wie würde es sein, in einer vollkommen neuen Welt anzukommen? Überhaupt niemanden zu kennen?

Enim biss sich auf die Lippe.

Im Tal von Shebbetin gab es Diamanten, soviel wusste er. Und Minen, in denen Tonnen von Stein bewegt wurden, mit Hilfe magischer Traptionen. Als Almecha, der Traptionen erschaffen und reparieren konnte, würde ihn doch sicherlich jemand anheuern wollen? Auch wenn alles, was Enim an der Akademie gelernt hatte, nur Modelle und Übungen gewesen waren. Eine echte Traption, die wie ein alter Riese aus Zahnrädern und Magie tief im Inneren eines Berges saß, war vielleicht doch noch einmal etwas anderes. Würde er damit überhaupt zu Rande kommen, wenn er ganz allein unten im dunklen Tunnel stand?

Enim straffte die Schultern und trieb sein Pferd vorwärts.

Nach zwei Tagen erreichte Enim Hebenir, das letzte Dorf, das sich auf dieser Seite der Berge an den steilen Hang schmiegte. Dahinter führte nur noch ein schmaler Pfad hinauf zum Pass.

Alle Handelstreibenden übernachteten in Hebenir. Es war möglich, Shebbetin von hier aus an einem Tag zu erreichen, doch es musste ein ziemlich langer Tag sein, vor allem, wenn man mit einem Karren unterwegs war.

Und so war es noch vor Sonnenaufgang, als der Wagen der Krämerin in den Hof hinaus polterte. Enim, froh über die ortskundige Führung, ritt auf seinem Pferd hinterher.

Im matten Licht der Laternen folgten sie dem Weg, der sich hinter dem Dorf durch die letzten Felder und Weiden bergauf wand. Gerade als das erste Morgenlicht den Himmel anhauchte, verschwand der Pfad zwischen dichten Bäumen und damit wieder in Finsternis. Nur hier und da fiel ein Strahl durch die Kronen bis auf den Boden hinunter, vereinzelte Finger aus Licht, seltsame Säulen, die sich zwischen die schwarzen Stämme mischten. Die Dämmerung tauchte den Wald in einen vagen, unwirklichen Schein, der Enim das Gefühl gab, sich wie durch einen Traum zu bewegen.

Dunkle Riesen standen um ihn herum, Gefährten eines wortlosen Liedes, das der Wind durch die Zweige flüsterte. Der Pfad wurde immer steiler und steiler. Von allen Seiten drängte das Unterholz auf den Weg und hinderte ihre Reise. Alles fühlte sich eng und schwierig an.

Und dann, ganz plötzlich, waren sie durch.

Als sie den Kamm überschritten, explodierte das Sonnenlicht in Enims Augen, ein unfassbar helles Leuchten über dem weiten, offenen Hochland. Ein endloser Himmel dehnte sich über ihm, die Tiefe des Kosmos nur dünn verschleiert von ein paar rosigen Wolken. Am Horizont schimmerten schneebedeckte Gipfel. Ein kalter Wind blies Enim ins Gesicht, trieb Tränen in seine Augen und Haare in seine Stirn. Hoch über ihm schrie ein Falke.

Enim schüttelte den Kopf, als würde er versuchen, aufzuwachen.

Kein Zweifel.

Er war da.

Das waren die Berge.

Den ganzen Tag ritten sie schweigend über das weite Hochland, in mattgrüne Täler und auf einsame Kuppen, immer entlang des Pfades, der sich wie ein dünner Faden durch das Gewebe dieser endlosen Landschaft zog. Zwei kleine fahrende Gestalten, die sich leiten ließen von einer riesigen, alten, grenzenlosen Welt.

Enim fühlte das Auf und Nieder der Hänge unter sich wie den zeitlosen Atem der Erde. Allmählich wurden die Schatten lang und dunkel. Schließlich reichten sie sogar hinauf bis in den Himmel, reckten ihre Finger

nach unendlichen Fernen über dem Land. Noch nie hatte Enim so viele Sterne gesehen. Aus der Schwärze des Kosmos sprachen sie zu ihm mit leisen, singenden Stimmen, mit einem Lied, das aus den Tiefen von Zeit und Raum kam. Der Weg unter den Hufen der Pferde war kaum noch zu sehen im matten Schein der Laterne. Enim war froh, als der Mond aufging, unfassbar groß, direkt über der kantigen Linie der Berge. Gebadet in die silbrige Stille, die nun über Gräsern und Felsen lag, reisten sie weiter durch die Nacht.

Plötzlich hielt der Karren an.

Enim stutzte. Er ritt vor, um zu sehen, was es gab.

Im Dunkel des Tales fanden seine Augen die Konturen nur mit Mühe.

Doch da, kein Zweifel.

Zunächst waren es nur ein paar Hütten, die sich an den Abhang schmiegen. Aber weiter hinten drängte sich ein Schattengewirr aus Ecken und Nischen, aus Dächern und Gassen im silbrigen Mondenschein. Auf einer Seite des Tales waren Lichter zu sehen, Herdfeuer, die durch die Fenster schimmerten.

Enim atmete tief ein.

»Shebbetin«, flüsterte die Krämerin mit belegter Stimme, so als ob selbst sie das Gefühl hätte, an einem Weltentor zu stehen.

Enim blickte hinunter auf die verworrenen Umriss der Stadt. Er konnte nicht sehen, nicht verstehen, was da vor ihm lag. Gerade mal erahnte er vage, mysteriöse Konturen des Lebens, das sich hier vor ihm erstreckte und verbarg. Ein riesiges, wunderliches Wesen, das sich in die Kuhle zwischen den Bergen presste.

Sacht drückte Enim die Flanken seines Pferdes und ritt hinab ins Ungewisse.

* * *

Weiches Morgenlicht fiel in die Kammer des Gasthofes.

Enim stolperte verschlafen die Treppe hinunter, auf der Suche nach einem Frühstück. Doch was ihn in der Wirtsstube erwartete, war keine stille Tasse Tee, sondern der Trubel einer aufgekratzen Gruppe, die laut lachte und scherzte – auf Vanisch.

Enim blinzelte.

Die Wirtin stand mittendrin, redete genauso lebhaft wie alle anderen, und genauso sehr auf Vanisch.

Enim wurde bewusst, dass es letzte Nacht die Krämerin gewesen war, die alle Gespräche mit der Wirtin geführt hatte, auf dem Weg hinaus zu den Ställen. Es war Enim nicht in den Sinn gekommen, auf ihre Sprache zu achten. Was hätte es anderes sein sollen als Kokisch, das doch seit dem Wandel überall gesprochen wurde?

Ein Windstoß fuhr in die Stube, als die Tür aufging und die trubelige Gruppe sich schubsend und rufend auf die Straße hinaus drängte.

Eine greifbare Stille blieb zurück.

Langsam driftete der Staub durch die schrägen Lichtstreifen zu Boden. Das Echo vergangener Zeiten und einer Sprache, die schon zu Geschichte wurde, hingen noch in der Luft.

Enim sandte ein stilles Dankgebet zu seinen altmodischen Eltern, die die aufgegebene Sprache zu Hause noch gesprochen hatten. Vielleicht würde er es schaffen.

Er räusperte sich.

»Guten Morgen«, begann Enim in seinem besten Vanisch.

Die Wirtin schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Guten Morgen!«

Prächtig. Und nun? Enim durchsuchte seine Kindheitserinnerungen nach weiteren Worten. Nach der sich aufdrängenden Frage. »Du sprichst Vanisch?«

»Natürlich. Das tut doch ganz Shebbetin.«

Fassungslos starrte Enim sie an.

Enim schüttelte den Kopf, über sich oder Shebbetin oder die Welt. So etwas Grundlegendes, Offensichtliches! Und doch hatte es ihm niemand gesagt. Er hatte auch nicht danach gefragt. Es war ihm nie in den Sinn gekommen. Heutzutage sprachen doch alle Kokisch, oder?

Nein. Nicht alle.

Oder: nur wenig. Das Kokisch der Wirtin entpuppte sich als noch brüchiger und holpriger als Enims Vanisch. Aber alle die Tsechen, die vornehmen Leute, denen die Minen gehörten, sprachen fließend Kokisch, versicherte die Frau, während sie die Hände an der Schürze abwischte. Nur die einfachen Menschen nicht, die Bergleute und so.

Enim rieb sich den Hinterkopf.

Die Unterteilung der Menschheit in vornehme und einfache Leute glitt an seinem Bewusstsein zunächst einmal einfach vorbei.

Aber Vanisch ...

Kokisch war die Sprache seines Herzens, und auch seines Kopfes. In dieser Sprache war er zum Almecha geworden, und sie war es, die nachts in seine Träume kam. Würde er sie nun nicht mehr sprechen können, in diesem neuen Leben, das ihn erwartete?

Enim seufzte. Er würde sich wohl auf eine Zeit des Stotterns und der Sprachlosigkeit einstellen müssen. Und auf eine steile Lernkurve. Das hier würde sein Ankommen in der neuen Welt nicht gerade einfacher machen.

Nun denn. Er würde es schaffen. Sein Vanisch war eingerostet, aber die Basis darunter war stark und stabil. Hoffte Enim jedenfalls.

Die Wirtin machte Frühstück.

Enim sah schweigend zu.

Da fiel ihm noch etwas ein. Etwas Gutes! Und das konnte er jetzt auch gebrauchen. Vielleicht gab es ein Willkommensgeschenk, das hier auf ihn wartete. Denn ein paar Freundinnen, die es nicht zu seiner Abschiedsfeier geschafft hatten, wollten stattdessen Briefe nach Shebbetin schicken. Vielleicht waren die schon da? Ein Lächeln erhellte Enims Gesicht.

Er nahm noch einen Anlauf mit seinem holprigen Vanisch. »Bitte, wo ... äh ... Briefe haben? Post! Post abholen!« Die Worte stiegen gerade noch rechtzeitig aus Enims Unterbewusstsein auf.

»Die nächste Poststation ist in Behrlem.«

»Behrlem ...« Enim zögerte. »Wo, bitte?«

Die Wirtin, die gerade Bohnen auf einen Teller schaufelte, blickte kurz auf. »Behrlem ist südlich von Hebenir. So etwa zwei, drei Stunden zu Pferd.«

Enim sah sie verwirrt an. »Aber ...« Enim wechselte zurück ins Kokische. »Was ich meine, ist die lokale Poststation von Shebbetin. Wo die Kuriere des Landes ihre Beutel abladen und die Leute ihre Briefe holen kommen.« Und dann sagte er all das noch mal, so gut er konnte, auf Vanisch.

»In Behrlem«, wiederholte die Frau nickend, während sie die Kartoffeln anrichtete.

»Aber ... Ich kann nicht drei Tage Reise für mein Brief!« Unverständnis und Bestürzung lagen in Enims Stimme.

Die Wirtin hatte Mitleid mit ihm. »Nun ja. Für dich gibt es vielleicht einen Weg. Wenn du die Tsechen bittest. Die haben ihren eigenen Kurier, der einmal pro Woche nach Behrlem reitet. Wenn du artig fragst, nehmen sie dich vielleicht in ihre Gruppe mit auf. Wo du doch immerhin ein Almecha bist, von der Akademie in Varoonya.«

Enim blickte die Frau verständnislos an. »Aber ... Wieso bitten? Wieso Tsechen? Tausende Menschen hier in Shebbetin. Wie sie bekommen Briefe?«

»Bekommen sie nicht«, gab sie trocken zurück. »Es sei denn, sie haben Glück und eine Händlerin nimmt die Post aus Behrlem mit.«

Enim starrte sie entgeistert an. »Aber das ... das nicht möglich. Menschen in Shebbetin so weit weg. Und dann kein Post? Nein.« Enim schüttelte den Kopf. »Das nicht richtig. Es gibt Regel für das. Das Land bringt Post. Für alle. Es muss sein.«

Die Wirtin wandte sich ab. Sie goss kochendes Wasser in eine Teekanne.

Enim appellierte noch einmal an sie. »Natürlich, muss Land sagen. Schreibstuben, in Varoonya. Natürlich sie machen das richtig, ganz bald. Sie machen Poststation in Shebbetin. Und Briefe gut für alle.«

Enim sah die Frau eindringlich an.

»Schau her«, sagte diese etwas defensiv. »Das hier ist ein Gasthof und ich bin die Wirtin. Ich habe dir gesagt, was ich weiß, und das ist alles.«

»Aber—«

»Hier, dein Frühstück.« Sie schob das Tablett mit einer abschließenden Geste zu Enim hinüber. »Ich bin dann hinten in der Küche, falls du mich brauchst.«

*

Die einzigen Gäste, die sonst noch in der Wirtsstube waren, hockten dicht beisammen, ganz hinten in der Ecke.

»Hast du das gehört?«, fragte Kaya mit gedämpfter Stimme.

»Und ob.« Lhut lehnte sich vor. »Der Kerl ist ungewöhnlich.« Lhut ließ seinen Blick über Enims Rücken schweifen, während der still und in sich gekehrt sein Frühstück aß. »Er kommt aus Varoonya, aber kann Vanisch sprechen. Und ist sich nicht zu schade, das auch zu tun. Obwohl er stammelt und stottert und nach Worten ringt. Er hätte das ganze Kopfzerbrechen einfach auf die Wirtin abwälzen können, indem er das Gespräch auf Kokisch führt. Aber nein. Er hat die Anstrengung sich selbst auferlegt, nicht anderen. Und hatte nicht einmal Angst, komisch zu klingen.« Lhut nickte respektvoll. »Da ist jemand mit einem starken und freundlichen Geist, würde ich sagen.«

Kayas Augen wurden schmal. »Er hat ein Problem gesehen und sich aufgeregt. Er hat sich nicht sofort abgeseilt mit einer rein persönlichen Lösung, die nur für ihn geht. Obwohl es ihm sofort angeboten wurde. Nein. Er hat weiterhin an alle gedacht. Und sogar daran, was getan werden müsste.«

Lhut stieß Kaya mit dem Ellbogen. »Los! Noch hat er keine Ahnung. Wir holen ihn uns, bevor andere ihn auch nur zu sehen kriegen.«

*

»Entschuldigung.«

Enim schreckte aus seiner Versunkenheit hoch.

Eine drahtige Frau stand an seinem Tisch, mit schwarzer Haut und kurzem krausen Haar. Eine lange Narbe lief von ihrer Stirn bis hinunter zum Ohr.

»Ja?«, sagte Enim zögernd. Aber auf Vanisch, so wie sie.



JA, BUCH KAUFEN